

„AN EIN DÜNNES VIELLEICHT GEKLAMMERT“

von Prof. Dr. Georg Langenhorst

Theologisch-literarische Annäherungen an das Werk Sibylle Lewitscharoffs

„Seit meinen Pubertätsjahren gehörte ich zur sogenannten Gottsucherbande, grübelte mir über Gotteserweisen und Gottesproblemen die Stirnhöhle eitrig.“¹ Und das nicht positionslos: „Zu den Pantheisten, den eifrigen Verfechtern der Ökumene, die jeden toleriert, der irgendwann irgendwas für Gott nimmt [...] zählte ich mich nie.“² Nein, das sind keineswegs autobiographische Bekenntnissätze aus dem Mund einer der herausforderndsten deutschsprachigen Gegenwartsschriftstellerinnen unserer Zeit. Nein, das ist kein unmittelbar eingespeistes trotzig-persönliches „Credo“, hineingesprochen in die postmoderne Beliebigkeit des vorherrschenden kulturpolitischen Zeitgeistes. Es sind Sätze, dem Protagonisten von „Consummatus“ in den Mund gelegt, jenem religionsgetränkten Roman, mit dem Sibylle Lewitscharoff im Jahr 2006 einem breiten Lesepublikum im deutschsprachigen Raum bekannt wurde.

Längst ist ihr Werk mit zentralen wichtigen Literaturpreisen versehen worden, zuletzt 2013 mit der wohl wichtigsten deutschsprachigen Auszeichnung, dem Georg-Büchner Literaturpreis. Damit wurde ein Werk hervorgehoben, das in der Tat wie kaum ein anderes Oeuvre der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur explizit religiöse Signaturen aufweist: „Philosophische und religiöse Grund-

fragen der Existenz entfaltet die Schriftstellerin in einer subtilen Auseinandersetzung mit großen literarischen Traditionen und mit erfrischend unfeierlichem Spielwitz“, heißt es in der Begründung der Jury zur Preisverleihung. Anlässe genug, um ihr Werk in einem theologisch-literarischen Zugang neu zu beleuchten. Zunächst zur Autorin selbst.

Gottgläubig? – „ein zögerliches Ja“

Die 1954 in Stuttgart geborene, dort auch aufgewachsene Sibylle Lewitscharoff – Tochter eines bulgarischen, orthodoxen Vaters und einer deutschen, pietistisch-evangelischen Mutter, selbst evangelisch getauft und erzogen – hat den Literaturbetrieb von Anfang an verblüfft. Dass man so schreiben kann, war lange Zeit kaum denkbar: klug, humorvoll, reich belesen, anspielungsreich, kreativ in der Erfindung neuer Worte und Wortfügungen, spitzzüngig, in einer Mischung aus Skurrilität und Surrealismus, „Quecksilbrigkeit und Eleganz“³. Vergleiche fallen schwer. Wenn überhaupt, dann wird immer wieder der Name Jean Paul genannt. Das mit dem Magister abgeschlossene Studium der Religionswissenschaft in Berlin hat tiefe Spuren hinterlassen, genauso wie Aufenthalte in Buenos Aires, Rom und Paris oder die langjährige Broterwerbsarbeit als Buchhalterin in der Berliner Werbeagentur ihres Bruders. Während das Erstlingswerk „36 Gerechte“ genauso wenig beachtet wurde wie der märchenhaft-phantastische All-Age-Roman „Der höfliche Harald“ (1999), gelang ihr mit „Pong“ 1998 der literarische Durchbruch, markiert durch die Auszeichnung mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis.

Schon hier wurde deutlich, dass sowohl der Erzählkosmos als auch die Erzählform Lewitscharoffs maßgeblich vom christlichen Erbe mitbestimmt sind. „Das Alte und das Neue Testament sind erstrangige Quellstoffe des Erzählens“⁴, erklärte sie in einem Gespräch aus dem

Jahre 2007. Sich selbst befragend, was in ihren Augen die „Grundfragen“ seien, „die beim Erzählen untergründig mitschwingen“, antwortet Lewitscharoff mit einem klassischen Panorama unreligiöser Kernfragen: „Wozu in der Welt, woher gekommen, wohin bestimmt zu gehen, wie-so leiden; schuldhaft oder schuldlos, gestraft, ungestraft oder gar erlöst, von wem, weshalb, wofür [...]?“⁵

Kaum erstaunlich deshalb, dass ihre Romane geprägt sind von religiösen Fragestellungen, Anspielungen und Perspektiven, und dass sich ihre Poetikvorlesungen bisweilen lesen wie ironisch gebrochene Einführungen in eine höchst kreative Theologie. Die Theologie einer Gläubigen? Die Autorin – evangelisch aufgewachsen und „nie aus der Kirche ausgetreten“, so in einem Gespräch aus der Zeitschrift „Literaturen“ aus dem Jahr 2011– bleibt eine Antwort nicht schuldig. In ihren unter den wagemutigen Titel „Vom Guten, Wahren und Schönen“ gestellten theologiegesättigten Frankfurter und Zürcher Poetik-Vorlesungen führt sie aus: „Gefragt, ob ich an Gott glaube, käme nur ein zögerliches, in umständlichen Begründungen sich verfangendes Ja heraus“, ergänzt um den Zusatz: „An ein dünnes Vielleicht geklammert, suchen wir verzweifelt nach einem Beschützer unserer Wörter“⁶. In der Tat: Hier wechselt sie in aller Freiheit „aus dem akademischen Register der Religionswissenschaftlerin“ hinüber „ins Register einer Gläubigen“⁷, so mit missbilligendem Unterton der Literaturwissenschaftler Kai Sina. Aber: Warum nicht? Wer sollte das verbieten oder als ästhetisch minderwertig klassifizieren? Zudem unterschlägt der naserümpfende Mahner, dass beide Register im Modus von Ironie bespielt werden.

Pong (1998) – „eine Brücke zu Gott schlagen“

Wie spiegelt sich diese an „ein dünnes Vielleicht“ geklammerte Suche „nach einem Beschützer unserer Wörter“ in den Romanen Lewitscharoffs? „Pong“ – ungewöhnlich wie

der Titel ist auch das ganze Buch. Pong, eigentlich „Herr Pönsngen“⁸, ist der Name des Protagonisten, eines liebenswürdigen Eigenbrötlers, „evangelisch“⁹, vorgestellt als Verrückter. „Einem Verrückten gefällt die Welt, wie sie ist, weil er in ihrer Mitte wohnt.“¹⁰ Fern von jeder normalen Handlung wird geschildert, was Pong in seiner überbordenden Phantasie durch den Kopf geht, wie er das Weltgeschehen so wahrnimmt, als beziehe sich alles nur auf ihn. In den Kosmos dieser verrückten Gedanken werden wie selbstverständlich religiöse Versatzstücke integriert. Dazu einige Beispiele. Wie folgt kann ein Morgen geschildert werden, an dem Pong sich vornimmt, sein Leben zu ändern:

*Er wird jetzt eine Brücke zu Gott schlagen, was sich im Sturzgold früher Sonnenstrahlen jauchzend bestätigt. Wolken mit schräggekämmtem Haarflor, hinter denen ER sich verbirgt und auf seinen Scheitel schaut, sind in den Himmel gehängt. Schnüre langen von ihm bis dahin. Seine Trostbündel! Aus himmelseingeborenem Stoff, helle flüssige schlenkerige Fragen hinauf, klare kurze wohlgelehrte Response hinabschreibend. Eine Schule des Glücks und kein Gesudel.*¹¹

Angesichts eines sinnlos gewordenen Lebens wähnt sich Pong durch einen apokalyptischen Traumbefehl dazu berufen, „das Land zu entvölkern“¹². Die erfolgreiche Durchführung könne niemand verhindern, „auch Gott kaum und Gottes Helfer schon gar nicht, es sei denn, ER rührte ihnen persönlich die Flügel“¹³. Doch bevor er sich an sein – wie immer geartetes – Werk macht, spricht er „ohne zu wissen, wozu es gut sein könnte, ein kleines Gebet“¹⁴, einen skurrilen Text:

*HERR, wohin sollen wir gehen.
Lös auf den Harngestank des wüsten Einerlei.*

*Was Metzger ausarbeiten, arbeit ein.
Die kalten Panzerbauer zerleg,
mach ungeschehen, was geschehen, und fall
der toll gewordenen Luft in die Zügel.¹⁵*

Ein verrückter apokalyptischer Bitt-Psalm, der Pong von seinem Vorhaben ablenkt. Stattdessen wendet er sich einer geplanten Leichenrede für die künftig Versterbenden zu, die „von der Gottesfreundschaft“¹⁶ handeln soll. Später erblickt Pong einen Hut, der „keinen Fingerbreit über der Gartenhecke“ entlang gezogen wird. Für ihn steht fest: ein „Hutwunder“¹⁷. Und er grübelt: Vielleicht steckt ja Gott unter diesem Hut, „ER“, der „die Menschen ja nicht in seinen Blick nehmen“ dürfe, „sonst fallen sie tot um“. Oder „steckt gar nicht Gott, sondern der Adversarius unter dem Hut“?¹⁸

Als Pong sich in ein Mädchen verliebt, Evmarie, versucht er sich durch biblische Lektüre Vergewisserung zu verschaffen. Eva und Maria – zwei Namen, zwei Programme, zwei Testamente: wie ist das zusammenzubringen? „Die Zweideutigkeit der Testamente ärgert diesen Jüngling. Hochfahrend und reich an Menetekeln, betrübt ihn das Alte, ohne dass die zittrige Selbstgewissheit des Neuen ihn freuen könnte.“ Denn „Gott liegt im Streit mit sich selbst. Ob er überhaupt weiß, was er will?“¹⁹ Was ist da schon der Mensch als Geschöpf Gottes?

Ein Liliputaner von zweifelhaftem Charakter, der in Schande leben muss. Kommt im Totenhemdchen zur Welt, stirbt unterwegs fast vor Müdigkeit, hat schlechte Zähne, Herzklopfen in der einsamen Nacht. Ist als Bild gedacht und begibt sich unverzüglich daran, eigene Bilder zu machen, was vorauszusehen war. Widerruf folgt auf Wider-ruf, weil IHN bald reut, was ER gemacht hat.²⁰

Wie also Eva und Maria, wie die beiden Testamente zusammenbringen? Pong hat eine bastlerische Idee: „Was keiner so leicht wagt, hat er gewagt, nämlich den schwarzen Stoff von der Schmalseite der Bundeslade gelöst, aus dem Bauch Drähte herausgewickelt und damit zwei Bücher verdrahtet, durch die der Strom nun gegen vielfache Blockadekraft anschwimmen muss. Welche Bücher? Natürlich ein Neues und ein Altes Testament.“²¹ Stromschlag über Stromschlag jagt er durch diese Konstruktion, wieder und wieder werden biblische Geschichten in neue Kraftfelder gestellt: „Judas Ischariot wird im Bollerwagen hereingezogen und von allen bestaunt.“ [...] „Um den Garten Gethsemane legt er so eine Schlinge und jagt den Strom durch“²².

All die absurden Ideen des Verrückten führen jedoch zu keinem Erfolg. So wie die Liebesmühen um Evmarie so auch all die Phantasievisionen. Übersättigt von Wahnvorstellungen breitet Pong auf der Schlussseite der Erzählung die Arme aus, kreist durch sein Zimmer, bis er „zum Rand des Daches lief und über das niedere Gitter sprang, mit schallendem Juchhe dem Mond entgegen.“²³ Der verrückte Apokalyptiker Pong setzt seinem Leben selbst ein Ende ... – so dachte man. 2013 erschien jedoch eine Fortsetzung, „Pong redivivus“, in der wir erfahren, dass Pong den Sprung vom Dach überlebt hat und sich nun von seinem Krankenhausbett aus neuen eigenwilligen Gedanken über Gott und die Welt hingibt – allerdings nicht in der Originalität und Frische des ersten Bandes.

Im 2003 vorgelegten Roman „Montgomery“ greift Lewitscharoff – wie dann auch mit ihrem letztlich wenig eigenständigen Kriminalroman „Killmousky“ (2014) – zu einer eher konventionellen Erzählweise, erweist sich aber auch hier als Meisterin ihres Faches. Der zwischen Stuttgart und Rom oszillierende Roman schildert die letzten Lebenstage eines ungewöhnlichen Filmproduzenten. Erneut findet sich eine Fülle von religiösen Motiven, ohne

dass sie ähnlich prägend würden wie in „Pong“: Verweise auf den Besuch von Kirchen und Messfeiern, auf Prozessionen und liturgische Traditionen in Rom, lange Ausführungen über Pius XII.²⁴, biblische Verweise auf Kain und Abel, den Dekalog oder auf „Jesus, immerzu Jesus“, der die „kindlichen Alpträume“ des evangelisch erzogenen Protagonisten „beherrscht hatte“²⁵. Die geschilderten Welten – das pietistische Stuttgart aus der erinnerten Kindheit und Jugend, das katholische Rom der Erzählgegenwart – sind voller religiöser Dimensionen, deshalb werden sie in die Erzählung aufgenommen. Eine zentrale stilbildende Bedeutung erhalten sie hier nicht.

Consummatus (2006) – Berichterstattung vom Jenseits

Eine mit „Pong“ vergleichbare Phantasmagorie jenseits von einliniger Deutbarkeit legte Sibylle Lewitscharoff 2006 mit dem Roman „Consummatus“ vor. Der Titel spielt an auf die biblisch vermittelten Schlussworte Jesu am Kreuz – auf Latein „consummatum est“, „es ist vollbracht“ – die mehrfach in den Roman eingebaut werden. Samstag, der 3. April 2004. Der 55-jährige Stuttgarter Gymnasiallehrer (Deutsch und Geschichte) Ralph Zimmermann (wohl eine Anspielung auf den Geburtsnamen des mehrfach eingespielten Bob Dylan, Robert Zimmermann) kehrt – wie so oft samstags – in das dortige Café Rösler ein und nimmt ein alkoholreiches vierstündiges Frühstück zu sich.

Um ihn herum, bei ihm: die Schatten der ihm bekannten Toten, die fortwährend wispern, ihn umschweben, Erinnerungen und Einflüsterungen vornehmen. Lewitscharoff wagt in diesem Roman in spielerischer Variation der Orpheus-Sage die Einkehr in das Reich der Seelen der Verstorbenen, die mitten unter uns existieren. Eine bizarr gemischte Gesellschaft tritt auf: Dichterstimmen ertönen (etwa die von Benn, Rilke, Strindberg), Größen der Popszene des 20. Jahrhunderts (wie Andy Warhol, Jim Morrison,

Jimi Hendrix), Jesus erscheint, hinzu kommen die Seelen von Personen aus Zimmermanns persönlichem Umfeld, Freunde, die Mutter, vor allem aber seine Geliebte, Johanna, genannt Joey oder Jojo. Frech, raffiniert, witzig mischt die Autorin einen Erinnerungsstrom zusammen, in dem Gedanke und Phantasie, Empirie und Transzendenz in einen gewaltigen Narrentanz eintauchen.

Im Zentrum des Erinnerungsreigens berichtet Zimmermann, wie er aus Versehen seine Geliebte Joey vor Jahren überfahren hat – ein Unglück, das er nie überwinden konnte. Vor vier Jahren, so berichtet der Ich-Erzähler weiter, habe er eine Nahtoderfahrung durchlitten, die ihn nun befähigt, anders als andere die Seelen der Toten mitten unter uns wahrzunehmen. Und mehr: Ihm, dem „großen Totenohr“²⁶, wurde die Rolle auferlegt als „Berichterstatter“ vom Jenseits zu fungieren. Der Auftrag ist eindeutig: „Kehr um und sag, wie's dort zugeht. In klaren, einfachen Worten.“²⁷ Was aber tun, wenn man die Worte nicht findet oder wenn sie niemand hören will? Wenn man spürt: „Umso öfter ich ihn benutze, desto mehr missfällt mir der Begriff Jenseits“.²⁸

Jedes Kapitel dieser gewagten literarischen Jenseitsphantasie wird eingeleitet durch ein sogenanntes ‚Jupiterquadrat‘, gebildet aus vier übereinander angeordneten Reihen zu je vier nur einmal vorkommenden Zahlen von 1 bis 16, deren Quersummen in allen Kombinationen jeweils 34 ergeben. Die aktuelle Kapitelnummer wird dabei optisch durch Fettdruck hervorgehoben. Mehr als Spielerei: Ein Verweis auf eine kabbalistische Tradition, der die mystische Nichtfassbarkeit des Erzählten noch steigert. Kaum verwunderlich, dass ein Roman, der die Grenze von Leben und Tod überwindet, voll ist von religiösen Anspielungen. Da finden sich Verweise auf biblische Gestalten wie Adam, Hiob, Jakob, Josef oder Kain; immer wieder taucht Jesus auf; zahlreiche Bezüge bringen ‚Gott‘ ins Spiel. Diese Dimension ist in der Literaturkritik zwar bemerkt, kaum

jedoch gewürdigt worden. In aller spielerischen Verrücktheit liegt mit „Consummatus“ ein zugleich äußerst sprachmächtiger wie tieftheologischer Roman vor. Wie folgt charakterisiert der Erzähler sich selbst:

Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus nahm ich ernst, ernster als meine Eltern, die an der Oberfläche Christen waren und nur an wichtigen Feiertagen in die Kirche gingen. Jesus blickte nachts durchs Fenster in mein Zimmer, um zu prüfen, ob alles aufgeräumt war und die Schuhe nebeneinander standen, auf den Millimeter genau. Schwieriger war, dass er auch in mein Herz blickte. Und da sah es manchmal nicht schön aus.²⁹

Doch anders als in vielen anderen genannten Romanen evangelischer Provenienz, die mit den Zwängen der religiösen Erziehung abrechnen³⁰, wird hier die bleibende Bedeutung von Religion betont: „An jedes einzelne Wunder habe ich in Kindertagen geglaubt, und es fällt mir kein Grund ein, weshalb ich sie im Erwachsenenalter bespötnen sollte.“³¹ Im Gegenteil: „Seit meinen Pubertätsjahren gehörte ich zur sogenannten Gottsucherbande, grübelte mir über Gotteserweisen und Gottesproblemen die Stirnhöhle eitrig.“³² Und das nicht positionlos: „Zu den Pantheisten, den eifrigen Verfechtern der Ökumene, die jeden toleriert, der irgendwann irgendwas für Gott nimmt [...] zählte ich mich nie.“³³ Ein Gottsucher, der aus dem Jenseits zurückgekehrt ist, um davon zu erzählen, ohne es doch angemessen zu können – das ist er, dieser Ralph Zimmermann, „Gottes kreuz und quer rennendes Schlussgeschöpf“³⁴, voll von der Erfahrung des „Zermahlenwerdens zwischen dem Mühlstein Gott und dem Mühlstein Teufel“³⁵.

Als Mensch voller „Gottesbedürftigkeit“, der „IHN“ häufig „im Munde“ führt³⁶, wird er aber nicht nur zum Boten des Jenseits, sondern sogar zum Gotteskürer: „Die

frohe Botschaft lautet: Es gibt Ihn.“³⁷ Und wie könne man sich Gott vorstellen?

Er ist die große schwarze Null. Seine Majestät sind enthalten in jeder wohlgefassten Rechnung. Er wird spürbar in der Stille einer großen Bibliothek. Zusammenfall Seines Reiches mit dem Universum und einer Winzigkeit darüber hinaus. Durchs Leben streicht Er als Hinwelle, das Totenreich durchheilt Er als Rückwelle. Er ist nicht der klassische Repräsentant eines vollkommenen Menschen. Er ist der Verweigerer, der uns Seine Nähe vorenthält. Er ist diskret. Zwischen An- und Abwesenheit schaltet Er schneller hin und her, als wir es in Lichtgeschwindigkeit messen könnten. Er ist die maximale Eleganz. Wenn Er blinzelt, hagelt es einen Scherz, der von uns Menschen schlecht verkraftet wird.³⁸

Tatsächlich entwickelt der Erzähler so eine ganz eigene, teilweise von kabbalistischen Lehren inspirierte Gotteslehre und heilsgeschichtliche Schau, von der er durchaus weiß, dass sie „theologisch nicht korrekt“³⁹ ist, aber das schert ihn wenig: „Alle werden Gott, genauer gesagt alles, was tot ist“. Konsequenz:

Gott wächst sekundlich. Einzigartiges Wesen, das sich während der Schöpfung zurückzog, in die Anonymität sank und damit allem, was lebte und starb, erlaubte, allmählich zu Ihm zu werden und an einem erneuten Gotteswachstum teilzuhaben. Dazwischen machte er sich noch bemerkbar und schickte Seinen Sohn – zu Konkurrenzwecken, als Mittler und Mahner auf der Schädelstätte, als Richter und Erlöser im Himmel.⁴⁰

Und was genau bringen die Toten ein, um zu Gottes Wachsen beitragen zu können? „Drei Eigenschaften bestimmt:

Einsamkeit, umfassende Wirksamkeit, verstörende Unwirksamkeit.“⁴¹ Und er selbst, der immer stärker alkoholisierte Erzähler, umgeben von seinen Seelenschatten? „Ich bin kein Zaddik, kein heiliger Narr, der Gott herausfordert, Ihm etwas abhandelt oder wenigstens eine Antwort von Ihm erzwingt“, sondern „nur eine flaue Christenseele, die alles schluckt und gegen alle Erfahrung hofft und hofft und hofft“⁴².

Gegen Ende des Romans verlässt Ralph Zimmermann das Café und schlendert durch die schneeflockenumspielte Stuttgarter Altstadt. Im Blick auf das kommende Osterfest kreisen seine Gedanken um den Gott, der die Auferstehung der Toten ermöglichen soll. „Die Selbsterschließung Gottes in Ich bin der ich bin ist der schönste aller Kurzmonologe, in endloser Wortfolge zieht er sich durchs Universum“, selbst wenn zuzugeben sei, dass „auch die Triangel aus Vater, Sohn und Geist“⁴³ ihre Reize habe. Er selbst jedoch werde durch „das Michsehrwundern definiert“⁴⁴. Die Schlussworte bleiben den Stimmen der Seelen überlassen, die – gedruckt zwischen Symbole fallender Flocken – den Lutherspruch setzen: „Glaube ist eine verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade. Solche Zuversicht macht fröhlich, trotzig und lüstig gegen Gott und alle Creaturn“⁴⁵. Den letzten Punkt setzt jedoch eine zuvor nur in den zwei Anfangsseiten gehörte Erzählerstimme, die berichtet, wie Ralph Zimmermann sich in einem Weinhaus mit einem Freund trifft. „Die Geschichte vom Mann, der seine Toten immer um sich hat, endet fröhlich.“⁴⁶ Wo „Pong“ bei vielen Lesenden einen bitteren Nachgeschmack hinterlässt, endet „Consummatum“ in wundersam-verwirrendem Optimismus.

Lewitscharoff legt hier so etwas vor wie eine „Wiedereinführung christlichen Gedankenguts in die Pop-Mythen des 20. Jahrhunderts“, so Beatrix Langner in der Zeitschrift „Literaturen“ 04/2006. Mit Leichtigkeit, Sprachwitz und surrealistischem Ernst pendelt sie zwischen Diesseits

und Jenseits in eine eigene Wirklichkeitsebene, die sich aller Festlegung entzieht. Einen derart gottgetränkten, jenseitssehnsüchtigen Roman hat die deutschsprachige Literatur lange nicht gesehen. „Consummatus“ ist tatsächlich, so Martin Mosebach in einem von höchstem Respekt bestimmten Porträt der Dichterin in der ZEIT (2007), eines der „kühnsten Bücher der neueren Literatur“.

„Apostoloff“, der Folgeroman, wurde 2009 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet. Rabenschwarz und bissig erzählt Lewitscharoff hier in frei-fiktionaler Weise von einer Reise in das Heimatland des bulgarischen Vaters anlässlich einer Beerdigung. Auch in diesen Roman werden immer wieder religiöse Elemente eingespeist, seien es biblische Anspielungen, Verweise auf die Missionierung Bulgariens oder Reflexionen über die dortige orthodoxe Kirche, deren präzise beschriebenen Räume Einladungen an den Menschen seien „sich zu verwandeln“⁴⁷.

Blumenberg – „Schweblage zwischen Heilsanteil und Schuld“

Sibylle Lewitscharoffs bis dato meistdiskutierter Roman, „Blumenberg“ aus dem Jahr 2011, kreist um den Philosophen Hans Blumenberg (1920-1996), ohne biographische oder gar werkgeschichtliche Intentionen zu verfolgen. Vielfach ausgezeichnet – allein 2011 mit dem Kleist-Preis, dem Ricarda-Huch-Preis, dem Marieluise-Fleißer-Preis, dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis – nimmt er das von dem Philosophen selbst verwendete, stark biblisch besetzte Motiv eines Löwen auf, den vermeintlich nur er allein sehen kann, und der dennoch real ist – spätestens bestätigt durch die alte Nonne Käthe Mehliß, die den Löwen ebenfalls erkennt.

Was das sei, dieser für fast alle unsichtbare Löwe, darüber lässt uns der fiktionale Charakter Blumenberg nicht im Zweifel: „Der Löwe war am Ende ein so freies und unbedingtes Wesen, dass ihm das Recht, zu sein, was er aus-

drückte zu sein, nicht streitig gemacht werden konnte. [...] Der große Einfädler und Knotenverwirrer hatte – wenn es IHN denn gab, ewig und unvernommen, aber im Geheimen wirksam“ – in ihm „einen ganz besonderen Prachtknoten geschürzt“⁴⁸ Blumenberg sieht in dem Löwen den Einbruch des Absoluten in unsere Erfahrungswelt, zugleich wissen er und seine Schöpferin aber auch: „Der Einbruch des Absoluten war nicht mitteilbar.“⁴⁹

Wie eine Transformation des lateinamerikanischen ‚magischen Realismus‘ liest sich der Roman, der letztlich erneut den Umgang mit Tod und Sterben thematisiert. Am Ende finden sich der Professor, der Löwe und vier seiner früh verstorbenen Studierenden, deren Lebensgeschichten miterzählt werden, im „Inneren der Höhle“⁵⁰, in einer Art Zwischenreich zwischen Leben und Tod. In „eigentümlicher Schweblage zwischen Heilsanteil und Schuld“⁵¹ existieren sie noch rückgebunden an ihre irdische Existenz, befinden sich aber auf dem Weg in ein Jenseits, in „eine andere Welt“⁵², die rätselhaft bleibt. Ein weiteres Mal hat Sibylle Lewitscharoff mit „Blumenberg“ einen Roman vorgelegt, der die Grenzen von Diesseits und Jenseits hinter sich lässt, der spielerisch und ernst, witzig und anspielungsreich die deutsche Gegenwartsliteratur auf ein Niveau hebt, das neben ihr nur wenige erreichen.

Im Schatten von „Halbwesen“: Die Dresdner Rede

Das Werk von Sibylle Lewitscharoff hat von Anfang an polarisiert: völliges Unverständnis, Kopfschütteln und Ablehnung auf der einen Seite – begeisterte Faszination auf der anderen. Diese Reaktionen verschärfen sich seit der sogenannten „Dresdner Rede“ der immer wieder in der Öffentlichkeit auch als Feuilletonistin und Vortragende auftauchenden Autorin. Am zweiten März 2014 hielt sie im dortigen Schauspielhaus eine Rede unter dem Titel „Von der Machbarkeit. Die wissenschaftliche Bestimmung über

Geburt und Tod“. Ihr Ziel: Die Würde der natürlichen Vorgaben von Geburt und Sterben zu betonen, Anfang und Ende des Lebens in die Hand Gottes zu legen. Angesichts der schier unbegrenzten Möglichkeiten der Gerätemedizin gerade im Blick auf die ‚künstliche‘ Erzeugung und Frühförderung menschlichen Lebens auf der einen, der zum Teil fast kaum zu stoppenden erzwungenen Verlängerung des Sterbeprozesses auf der anderen Seite, plädierte sie für eine bescheidene Hinnahme der natürlichen Vorgaben.

Im rhetorischen Schwung griff sie dabei zu Formulierungen, die sie später bedauern und zurücknehmen sollte – sei es möglicherweise auch nur aufgrund des großen öffentlichen Aufsehens, den diese Worte provozieren sollten. Künstliche Befruchtung erscheine ihr als „absolut widerwärtig“, so die zunächst noch subjektiv gefärbte Wertung. Dann jedoch fuhr sie fort, sie sei geneigt „Kinder, die auf solch abartigen Wegen entstanden sind, als Halbwesen zu bezeichnen. Nicht ganz echt sind sie in meinen Augen, sondern zweifelhafte Geschöpfe, halb Mensch, halb künstliches Weißnichtwas.“ Diese Worte, verstanden als grundsätzliche Infragestellung der Menschenwürde von Kindern, die in künstlicher Befruchtung entstanden, löste heftigste öffentliche Anfeindungen, Gegendarstellungen, und Proteste aus. Inzwischen hat sie sich von diesen Formulierungen distanziert, nicht vom grundlegenden Interesse der Rede.

Welcher Stellenwert kommt diesen Aussagen zu? Welchen Schatten werfen sie auf das Werk Sibylle Lewitscharoffs? Dass diese Worte einen gesellschaftlichen Konsens bezüglich der unbedingten Würde eines jeden Menschen verletzen, ist genauso unbestritten wie die Bedeutung, die diesen humanen Grundwert auszeichnen. Deshalb sind die Reaktionen verständlich. Gleichwohl muss man beachten, dass hier eine Schriftstellerin in hohem rhetorischem Stil sprach, eine Autorin, die starke

Bilder und ungewöhnliche Formulierungen liebt. Dieses Mal freilich mit einem Griff in ein eindeutig falsches Register. Mit dem Makel in der öffentlichen Wertung ihrer Person muss Sibylle Lewitscharoff leben. Einen Fehler sollte man jedoch nicht begehen: Fortan das Gesamtwerk der Autorin unter den Prägestempel dieses einen rhetorischen Fehlgriffs zu stellen. Ihre literarische Brillanz, die Strahlkraft ihrer Texte bleiben von den Äußerungen unberührt. Blicken wir deshalb abschließend in einer Zwischenbilanz auf ihr Werk, konzentriert auf die Frage der Integration religiöser Elemente.

Literarische Annäherungen an Gott?

Bei aller Originalität und Eigenständigkeit fügt sich das Werk ein in eine Tendenz, die man mit den Kulturwissenschaftlern als „religious turn“ in der Gegenwartskultur bezeichnen kann. Religion wird in den unterschiedlichsten Erscheinungsformen unserer Kultur – und entsprechend dann auch in den sich damit befassenden Wissenschaften – neu, vielfältig und kreativ aufgegriffen, gestaltet, verfremdet, produktiv umgesetzt. Gerade in der Gegenwartsliteratur lässt sich ein signifikanter Trend feststellen: Religion, Konfession und Gottesfrage werden zum literarischen Thema, mal direkt und zentral, mal als ein Themenstrang unter vielen. Vor allem in Romanen und Gedichten, aber auch in Essays und auf der Bühne hat sich das Religiöse aus der Tabuzone befreit, in die es jahrzehntelang gedrängt worden war.

„Ich gönne mir das Wort Gott“, unter dieser Überschrift erscheint ein Interview mit Andreas Maier, einem der wichtigsten Autoren der jungen Schriftstellergeneration im deutschsprachigen Raum in der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 der Wochenzeitschrift „Die ZEIT“. Im Interview führt er aus: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man

sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. [...] Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“⁵³

Mit dieser Wiederentdeckung von Religion und der literarischen Annäherung an Gott steht Maier nicht allein da: Unbefangen, ohne Scheu integrieren zahlreiche AutorInnen Religion und Gottesfrage in ihr Schreiben⁵⁴. Nach Jahrzehnten der vorherrschenden Distanz zu Kirche, Glaube und Gottesfrage trauen sich SchriftstellerInnen zu öffentlichen Bekenntnissen in Sachen Religion. „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf“, betont der österreichische Lyriker Ernst Jandl 1995 in seiner „rede an friederike mayröcker“. „Ich glaube ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen“, schreibt Hanns-Josef Ortheil in seinem 2001 vorgelegten Roman „Lo und Lu“. Ganz offensichtlich spüren viele SchriftstellerInnen jene Veränderung, die der Münchner Erzähler und Lyriker Michael Krüger in seinem Gedicht „Hotel Wandl, Wien“ aus dem 1998 erschienenen Band „Wettervorhersage“ wie folgt benannt hat: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an“. Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich „nicht mehr“ nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen. Im Gegenteil: Es ist möglich Religion positiv aufzugreifen, künstlerisch fruchtbar zu machen und zu gestalten.

In der literarischen Umsetzung sind dabei ganz unterschiedliche Zugänge in Stil, Gattung und Aussageabsicht erkennbar:

- Über Gottesfrage und Religion kann man schreiben in der Sprache und Reflexion von Alltag und Lebenserfahrung (wie etwa Hanns-Josef Ortheil oder Ralf Rothmann);
- Religion lässt sich thematisieren in der Erinnerung an die Faszination von Liturgie (wie etwa bei Arnold Stadler, Ulla Hahn, Martin Walser);
- Religion wird geschildert als Teil repressiver Lebenszwänge (wie etwa bei Christian Friedrich Delius oder Josef Winkler);
- Religion wird literarisch gestaltet in der Sprache des selbstverfassten Mythos (wie etwa von Patrick Roth);
- Religion kann als Teil von Wahrnehmung und Ausdruck erlebter oder erdachter Wirklichkeit und Möglichkeit gestaltet werden (wie etwa bei Michael Krüger oder Hans Magnus Enzensberger);
- Religion wird zur fasziniert entdeckten Dimension von Fremdheit und Fernsucht (wie etwa bei Adolf Muschg oder Barbara Frischmuth);
- Religion wird zunehmend aus jüdischer (Benjamin Stein, Lena Gorelik) oder muslimischer (SAID, Navid Kermani) Perspektive literarisch beleuchtet;
- über Religion lässt sich schließlich schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen (neben Lewitscharoff vor allem bei Felicitas Hoppe⁵⁵).

In dieses Szenario setzt Sibylle Lewitscharoff einen ganz eigenen Stil und Zugang. Auf neue Schreibprojekte dieser Autorin kann man gespannt sein. Sie hat bereits verraten, dass es sich bei dem nächsten Werk um einen Dante-Roman handeln wird. Ausgehend von einem in Rom abgehaltenen Kongress zu Werk und Person des Dichters der „Göttlichen Komödie“ werde sie über ein modernes Pfingstwunder schreiben, bei dem es unter anderem zu einem spektakulären Auftritt sprechender Tiere kommen werde, verriet sie Anfang Juni 2014 bei der ersten Vorlesung anlässlich der

von ihr wahrgenommenen Grimm-Professur an der Universität Kassel.